
Marion Poschmann
trifft
Wilhelm Raabe

Der Wilhelm Raabe-
Literaturpreis 2013

Herausgegeben von
Hubert Winkels

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

WILHELM
RAABE
LITERATUR
PREIS

Marion Poschmann
trifft
Wilhelm Raabe

Der Wilhelm Raabe-Literaturpreis 2013

Herausgegeben von Hubert Winkels

Suhrkamp

Erste Auflage 2014
edition suhrkamp
Sonderdruck

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany
ISBN 978-3-518-06071-1

Inhalt

Hubert Winkels Vorwort	7
Marion Poschmann Pelargonium triste: Geschichte der Geranie	13
Sigrid Löffler Laudatio	21
Marion Poschmann Romane in Kugelform. Dankrede	31
Katrin Hillgruber Formen der Unruhe. Eine literarische Wahlverwandtschaft: Wilhelm Raabes Roman <i>Unruhige Gäste</i> und Marion Poschmanns <i>Die Sonnenposition</i>	40
Petra Leutner Faltenwelt. Figuren des Textilen bei Marion Poschmann	56
Helwig Schmidt-Glintzer Barocker Perspektivismus und die Wirklichkeiten der Gegenwart	82
Boris Böhm Der architektonische Komplex Sonnenstein – Burg, Festung, Heilanstalt, »Euthanasie«-Mordstätte, Durchgangsstation, Betreuungseinrichtung	95
Biografische Angaben zu den Autorinnen und Autoren	121

HUBERT WINKELS
Vorwort

Es war einer jener Momente, in denen alles stimmt, in denen jeder weiß, dass alles stimmt, in denen sich ein lautloser Jubel ausbreitet, weil man doch gleichzeitig zuhört und nachdenkt und sinnt und weiß, dass man dies alles noch einmal nachlesen, fein säuberlich aufreihen und in seiner schönen Ordnung genießen will.

Es ist von einer Dankesrede bei der Vergabe eines Literaturpreises die Rede, von einer mit der Vervielfältigung der Preise in Mode gekommenen Gattung, deren Muster in Deutschland noch immer der Dank für den Büchnerpreis abgibt, deren schönste Exemplare nicht selten in den Tages- und Wochenzeitungen abgedruckt werden und die überhaupt, ebenso wie die Laudatio und die Preisverleihung als solche, besser ist als ihr Ruf, mischen sich doch hier auf überschaubarer Strecke Kernstücke der selbstreflexiven Poetologievorlesung gerne mit Elementen einer biographischen Konfession. Und wenn es in diesem Prozess noch zusätzlich zündet, weil zwischen dem Namensgeber des Preises und seiner Empfängerin sich unverhoffte Konjunktionen auftun, hintergründige Übereinstimmungen ebenso wie literaturhistorisch beredete Kontraste, dann hat man eine der guten Stunden erwischt, die der emsige Literaturbetrieb eben auch immer wieder hervorbringt, auch wenn er sich am liebsten selbst beschimpft. Nein, wenn man bei einem solchen Moment dabei ist, dann weiß man es auch.

Und solch einen Moment hatte das Publikum der Wilhelm Raabe-Literaturpreisverleihung am 2. November 2013. Marion Poschmann, in ihrer sinnlich fast schon übergenaugen, ins Ornamentale drängenden überkonkreten Erzählweise, hat auf den ersten Blick vieles gemeinsam mit dem knorzigem Filigranbe-

obachter aus Braunschweig, nicht nur in ihrem ausgezeichneten Roman *Die Sonnenposition*. Sie weiß es und will es auch auf ihre Weise sagen, doch ist ihr ein anderer Braunschweiger dazwischengekommen. Nicht nur bei der Vorbereitung auf ihre Dankesrede, sondern schon viele Jahre vorher, bei ihrem Studium der Literaturwissenschaft in Bonn, ist ihr etwas dazwischengekommen, das so groß ist, dass der Ausdruck ›dazwischen‹ so gar nicht passen will: ein 7 000 Seiten umfassendes monumentales Erzählwerk deutscher Sprache, das einem im Leben dazwischengekommen kann, aber nicht bei der Lektüre. Es ist zu groß dafür in vielfacher Hinsicht. Marion Poschmann jedenfalls war affiziert und fasziniert und nach und nach ergriffen, so dass sie, schon längst in Berlin lebend, das große Werk ihrerseits erneut beherzt ergriff – in der Berliner Leihbibliothek nämlich, oh Wunder!, hätte man es doch ausschließlich in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel vermutet –, und dieses Werk, *Die römische Octavia* des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg, bändeweise nach Hause schleppte und darin ... las, ja sicher, aber doch wohl eher wühlte, kreuz und quer und hin und zurück lief und, wie zu vermuten steht, dabei Karteikarten anlegte, Diagramme, Listen und Zeichnungen anfertigte. Das jedenfalls empfahl bereits Gottfried Wilhelm Leibniz in seinen Briefen an ›Eure Durchlaucht‹ – so werden heute leider Autoren nur noch selten angedet, so durchleuchtet sie auch sein mögen –, den Erzherzog Anton Ulrich, und einige Jahrhunderte später Richard Alewyn in seiner Studie über den Roman des Barock, beides wiederum referiert von Helwig Schmidt-Glintzer, dem Leiter der oben erwähnten Wolfenbüttler Bibliothek, in diesem Band.

Also *Die römische Octavia* und der Augenblick der literaturbetrieblichen Erleuchtung: Unter dem Vorwand, die ästhetischen Spuren des epocheprägenden norddeutschen Barockherrschers im Werk des heiter misanthropischen Menschenfreundes und norddeutschen Realisten Wilhelm Raabe aufzudecken, be-

schert uns Marion Poschmann eine kleine Kulturanthropologie der konstitutiven und in der Kunst dann spielerisch aufgegriffenen lustgestützten Ich-Verkennungen in drei Stufen, deren letzte wir selbst darstellen und bespielen mit unserem Effizienz- und Optimierungswahn unter Ausblendung aller Schatten- und Faltenwürfe einerseits und aufdecken und damit sichtbar machen im Modus der Kunst andererseits. Das Individuum bleibt eine Leerstelle, »über die uns nicht zu beruhigen, die offenzuhalten auch heute die Aufgabe der Kunst, der Literatur sein muß«.

So plausibel klang die auffordernde Schlussbemerkung der Dankesrede, dass man gar nicht glauben mochte, soeben wohl zum ersten Mal im Leben – die meisten der Anwesenden zweifellos – von einem der bedeutendsten Werke der deutschen Literatur Genauerer gehört zu haben; schon gar nicht, dass diese verkappte kulturgeschichtliche Inscriptio auch über Wilhelm Raabe, der die schönen Täuschungsmanöver des Herzogs seinerseits aufgegriffen und verarbeitet hat, im *Wunnigel* beispielsweise, weitergereicht wurde bis in unser junges Säkulum, so dass noch wir Heutigen in diesen Spiegel blicken und erkennen können, dass der täuschende Spiegelblick das Movens der Welt wie der Kunst in unterschiedlicher Gestalt seit vier Jahrhunderten ist. Als Möglichkeit zumindest, die zu Zeiten des Herzogs und eben in den unseren starke, geschichts- und kunstmächtige Realisierungen erfuhr, was bereits der französische Philosoph Gilles Deleuze erkannt hatte. Auf dessen Buch *Die Falte. Leibniz und der Barock* referieren unabhängig voneinander im vorliegenden Band sowohl Petra Leutner, von der Geschichte der Mode her argumentierend, und Helwig Schmidt-Glintzer als Barock-Philologe. Die Dreisprung-Dreiheit Herzog Anton Ulrich – Wilhelm Raabe – Marion Poschmann macht es möglich. Die mythologisch-karnevaleske Feinstorganisation des Symbolisch-Abstrakten dort im ›barocken Perspektivismus‹, das Konkret-Abstrakte der Genauigkeitsexerzitionen der Textu-

ren hier in Marion Poschmanns *Die Sonnenposition* lassen tatsächlich ein Epochendispositiv sichtbar werden, mit dem bislang noch kaum gearbeitet wird. So viel kann von einem klug gesetzten Punkt, einem Punktum und Momentum der Literatur und ihrem Erscheinen im Betrieb ausgehen.

Doch der überraschenden Anknüpfungen an verborgener und dennoch symptomatischer Stelle nicht genug. Zu den barocken Formerscheinungen wie Vervielfältigungen, Spiegelungen, Täuschungen, Krümmungen, Spreizungen, Dehnungen und Faltungen kommt auch die Kugelform. Bei Marion Poschmann ist von ihr die Rede als depravierte »Vernunftkugel, die nur das Sichtbare gelten läßt, Pathoskugel, die zu schätzen weiß, daß sie immer nur halb zu sehen ist, Unruhekugel, von der die Vergangenheit abfällt wie Staub«. (333) Sie ist halbiert gedacht, sofern sie, von der Sonne beschienen und so durchleuchtet wie ihre Betrachter erleuchtet, ihre dunkle Seite verschweigt. Katrin Hillgruber nun greift den Topos der Unruhe diesmal als Sichtbarmachung des Verborgenen, der dunkeln Hintergründe und untergründigen Dunkelheiten wieder auf, wenn sie Wilhelm Raabes *Romane*, allen voran seine *Unruhigen Gäste*, analysiert und sie mit den Begegnungen mit der »staubigen Vergangenheit« in Marion Poschmanns *Die Sonnenposition* vergleicht. Zivilisatorische und biografische Branchen schälen sich schemenhaft heraus aus dem Scheinglanz der Vernunft, halbe Dunkelheiten, Zwielficht und böse zugerichtetes Gelände, dessen Insistenz in allen Arbeiten Marion Poschmanns Sigrüd Löffler in ihrer Laudatio herausarbeitet.

Und ganz krass und historisch real und physisch brutal erscheint dann im Text von Boris Böhm, dem Direktor des Pirnaer »Schloss Sonnenstein«, der Kontrast zwischen der hellen Halbkugel des erkenntnisgetriebenen immer humaneren Umgangs mit den seelischen Leiden des menschlichen Körpers und dem totalen Rückfall in die Nicht-Sichtbarmachung dieser Leiden in ihrer Extinktion mittels physischer Vernichtung

der leidtragenden Menschen selbst. So geschehen am schönen sächsischen Ort mit dem Namen »Sonnenstein«, wo einst der negative Sonnenanbeter Gerichtspräsident Daniel Paul Schreiber einsaß, um seine Paranoia in ein Stück psychiatrisch-belletristische Prosa zu verwandeln, die *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*. In diesen Ort des medizinisch-sozialen Fortschritts kehrte das Grauen ein. Die ›Leerstelle des Ich‹ musste mit Gewalt geschlossen werden, um einem gepanzerten Größen-Ich seinen kurzen betäubenden Auftritt zu ermöglichen, von dem sich auch 70 Jahre später der Ort nur langsam erholt. Er tut dies nun wiederum vorbildlich, indem er eine Werkstätte für Menschen mit Behinderung und einen Gedenkort für die nationalsozialistischen Euthanasieverbrechen in seinen Mauern birgt. Die ausführlich erzählte Geschichte dieses deutschen Gedächtnisortes schließt an einen Seitenpfad in Marion Poschmanns Roman an, der eben in diesen ›Ostschloss-Osten‹ führt. Strikter und heller kann man einen verschlungenen Roman-Seitenpfad kaum ausleuchten.

Solche weit in die deutsche Geschichte ragenden Überlegungen bis hin zur Frage nach Deutschlands Rolle in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts und weltpolitisch zu Beginn des 21. Jahrhunderts wirft die Reflexion über den Zusammenhang zwischen barocker und heutiger Weltsicht auf, wie sie von Marion Poschmann angeregt wird, erzählend und reflektierend, in beiden Modi.

In beiden Modi auch im vorliegenden Band: Einen furios blühenden Pracht-und-Glanz-Spuk fügt Marion Poschmann nun auch noch unserem dicht gewebten, doch vorwiegend schwarz-weiß gestalteten Raabe-Poschmann-Studientext ein. Die rheinländische, nun in Berlin lebende Autorin hat eine kleine Hausmeisterphilosophie der Geranie beige-steuert, die in ihrer übers Serielle und Optisch-Konkrete vermittelten Menschenerkenntnis die so sinnliche wie listenförmige Erzeugung von Personae überhaupt vorführt. Man erinnere sich an die Ta-

petenkaskade in der *Sonnenposition*. Und mit den grell und üppig blühenden, prächtig sinnlichen traurig-feierlichen Geranien wollen wir dieses Buch denn auch beginnen. Schließlich hängen sie auch an deutschen Einfamilienhäusern und bayrischen Berghotels meist an den Fassadenfenstern und locken hinein ...

Die traurigen Geranien, so heißt eine Kurzgeschichte von Wolfgang Borchert, die der frühverstorbene Autor nicht lange vor seinem Tode verfaßte und die uns, ihrer Kürze und scheinbaren Klarheit wegen, in der Schule zu lesen aufgegeben war. Eine Geschichte, die in wirklich wenigen Worten durch eine ganze Reihe zwischenmenschlicher Scheußlichkeiten und unangenehmer Empfindungen führt, obwohl, oberflächlich betrachtet, die ganze Zeit von Harmonie und Symmetrie und Zimmerpflanzen die Rede ist. Ein selbstgefälliger junger Mann besucht eine heiratswillige junge Frau, die zunächst ihre Aussteuer und Besitztümer vorzeigt und dann den Versuch unternimmt, den Makel ihrer äußeren Erscheinung, eine unförmige Nase, durch die Behauptung von inneren Werten zu vertuschen. Der Handel mißlingt. Die Geranien weinen.

Herzlieb Habermehl kaufte Geranienerde und bestückte seine Balkonkästen mit jungen Pflanzen, die schon aufgeblüht waren. Jeden Morgen war sein erster Gang auf den Balkon. Er goß mit kalkarmem Wasser, entfernte welke Blätter, knipste vertrocknete Blüten ab. Läuse setzten sich auf frische Knospen und junge Triebe; er wusch die Blätter mit Seifenlauge, zerdrückte die Schädlinge in einem Papiertuch, während sich die Blumen in den Kästen zu zyklamroten Wogen heranformten, das sogenannte Blütenmeer produzierten, dieses grelle, augenstechende Hochglanzrot, das nach Plastik aussieht, nach Urlaubsprospekt, nach wohlgeordneten Verhältnissen.

Herzlieb Habermehl bewohnte die nach Süden ausgerichtete Erdgeschoßwohnung rechts. Er bekleidete die Hauswartsstelle

und nahm seine Position ernst, er sorgte für Sauberkeit und Ruhe im Haus, er war das lebendige Gewissen der Mieter.

So betrachtete er es beispielsweise als seine Pflicht, darauf zu achten, wer Besuch bekam und wie lange der Besuch blieb. Er kontrollierte sorgsam, was sich als Überbleibsel des Besuchs in den Mülltonnen fand. Niemals suchte er sich Zutritt zu den Wohnungen zu verschaffen, er verwickelte die Nachbarn nicht in Gespräche an der Tür, während derer er sich in den Korridor schob, dergleichen verachtete er. Das, was nach außen hin sichtbar wurde, sagte ihm genug. Es reichte aus, die Zimmerpflanzen an den Fenstern zu studieren, die Balkongewächse zur Kenntnis zu nehmen.

Kowalkes hatten sich Ableger einer Bougainvillea aus dem Urlaub mitgebracht. Nun überschwemmten Blüten in Warnfarben Kowalkes Balkongeländer, ein klarer Fall von Größenwahn.

Im Süden drücken die Bougainvilleen eine gewisse Großzügigkeit aus, nicht Blumenkästen und Balkone, übermannshohe Mauern und Wälle werden mit ihnen verhängt, leuchten meterhoch in Grellrot, Kardinalsrot, Magenta, in Pink. Zwar eignet der Bougainvillea dasselbe Farbspektrum wie der Geranie, aber der Unterschied liegt im schneidenden Übermaß: In jener zeigt sich nicht die Ordnungsliebe, Gastlichkeit und Geschäftstüchtigkeit des wohlhabenden Bürgers in der Fremdenverkehrsregion, in jener tarnt sich die Macht als elegante Anmaßung, als Lebensglück. Die Bougainvilleen verkleiden spitzenbewehrte Mauern und abweisende Gitter mit einem publikumswirksamen Frohsinn, sie sind Pflanzen der Täuschung: scheinbar einladend, wehren sie Eindringlinge ab.

Kowalkes machten sich mit dieser Blume verdächtig. Sie demonstrierten Stärke, und sie verbargen etwas, Herzlieb Habermehl wußte nicht, was.

Die alte Frau Müller oben links hatte diese unsägliche Euphorbia auf dem Fensterbrett stehen, eine typische Zimmer-

pflanze der Großelterngeneration. Christusdorn, so der volkstümliche Name, war eine scheußliche, grautrockene, wulstige Kaktee, aus der harte mißfarbige Dornen ragten. Oben einige verlorene ledrige Blättchen hingehängt, stecknadelkopfgroße Blüten aufgetupft – vielleicht war es die Farbe ganz frischen hellroten Blutes, die diese Blüten in den Augen ihrer Besitzerin auszeichnete, der Marterkult, die Gedenkstätte im Wohnzimmer, die sie mit um so größerer Hingabe pflegte, je weniger sie selbst sich hatte zuschulden kommen lassen.

Herzlieb Habermehl machte sich manchmal auf der anderen Straßenseite an fremden Vorgärten zu schaffen, entfernte irgendeinen Unrat und beobachtete, wie sich oben links die Gardine bewegte, wie eine Tülle erschien und Frau Müller diese verlorene Pflanze goß, die weit gereist war aus der wirklichen Wüste in die der Fensterbänke, es war ein Reliquienkult, ein demütig-trotziges Gießen mit einer karitativen Achtung vor der Würde des Abgestorbenen, so wie man die Knochen der Heiligen mit seidigen Bändern umwickelt, ihnen schnell mürbe werdende Zettelchen anheftet und quasi mit ihnen korrespondiert, bevor man sie in goldene Schreine bettet, Püppchen, Knochenkindlein, in Wiegen aus Edelsteinen.

Für Herzlieb Habermehl, den Bedenkenträger von Berufs wegen, verbanden sich diese halbtoten Gewächse mit dem Geruch von vergilbten Gardinen, abgestandenem Bier und kaltem Zigarettenrauch, mit breit akzeptierten Gerüchen, die als Gemütlichkeit galten, auch wenn er nur zu genau wußte, daß die alte Frau Müller nicht rauchte. Er empfand den himmel-schreienden Christusdorn als Scheinpflanze, als Alibipflanze, und insofern mochte man am Christusdorn seine augenfällige Häßlichkeit geradezu als besonderes Raffinement schätzen, weil sogar ein solcher Wulst, stachelbewehrt, oberirdisch pfahlwurzelhaft und dadurch stets wie fehl am Platz, weil sogar ein solches, im Grunde ausgedacht wirkendes Gebilde, das, nach menschlichen Maßstäben, zu den niedrigsten seiner Art gehö-

ren müßte, weil also selbst ein solches gesellschaftlich deklariertes Gebilde keinerlei Schamgefühl zeigte, nicht etwa im Boden versank, sondern trotz allem, dachte Habermehl, die Stirn hat und blüht.

Die Geranie hingegen hielt Habermehl für unterschätzt. Nur weil sie unkompliziert und üppig wuchs, war das kein Grund, sie als Selbstverständlichkeit hinzunehmen. Und daß es sich, letztlich, um eine Pflanze fürs Volk handelte, in der sich Sparsamkeit in der Anschaffung und Überfluß im Ergebnis ideal verbanden, konnte kein Grund sein, sie zu belächeln. Die Geranie, hatte er festgestellt, hielt sich gewöhnlich bis zuletzt. Dennoch bedurfte sie einer gewissen Sorgfalt. Seine Frau Anneliese ließ er an die Geranien nicht heran. Sie mochte im Haushalt wirken. Um den Balkon kümmerte er sich selbst.

Die Blumen disziplinierten sich unter seinen Händen, verursachten wenig Mühe, hinterließen kaum Dreck. Nichts Wildes fand er in seinen Geraniengirlanden, selbst wenn sie in einem Schwall über das Fenstersims die Hauswand hinabfielen, immer blieben sie Zierde, blieben sie zivilisiert, nichts an ihnen klebte oder triefte, sie atmeten Hygiene und Ordnung.

Geranien, fügen wir hinzu – manche duften wohl in der Nacht, doch die, die vor unserem inneren Auge erscheinen, die bayrischen Holzbalkonbrüstungshänger, die Rotschwapper, die Signalkaskaden, die stehenden Wellen der Biederkeit, diese duften nicht, können nicht, wollen nicht, dürfen sicherlich nicht, nichts Berückendes geht von ihnen aus. Der Geranie fehlt die sexuelle Anmutung, es ist eine Blume mit ausschließlich visuellen Qualitäten, die Blume fürs unempfindliche Auge.

Erstaunlich daher, daß diese deutsche Balkonkastenpflanze aus Südafrika stammt, daß sie wie der Kaffee zu den einge-deutschten Kolonialwaren gehört, daß es in der Zeit des Barocks eine Manie wurde, Geranien zu züchten. Sie erreichten nicht die Hysterie, die die Tulpen auslösten, nicht das irrwitzige Ausmaß an Spekulationen, Verschuldungen, Ruin für eine

einzelne Tulpenzwiebel, aber man sammelte die verschiedenen Arten und baute ihnen Orangerien. Es war ein Deutscher, Paul Hermann aus Halle, der sie 1672 vom Kap mitbrachte, ein Deutscher, der den Blick für diese Pflanze gehabt hatte, nachdem vor ihm bereits Reisende aus England, Frankreich, Amsterdam am selben Ort gewesen waren, sich aber wohl auf andere Mitbringsel konzentriert hatten.

Sie fördert nicht die Völkerverständigung, da sie nicht als ausländische Pflanze gilt. Jeder Balkon ein kleines Afrika, das ist nicht denkbar. Auch beansprucht sie im Blumenkasten den gesamten Platz, sie ist absolutistisch, sie verdrängt alles neben sich. Sie ist keine demokratische und keine zurückhaltende Pflanze. Ihr unkrautfreies Prosperieren, Extremblühen, Dauerblühen, unverwüstliches Blühen, ihr ermüdendes, mit seiner Grelle schnell langweilendes Blühen sichert ihr die Alleinherrschaft.

Nur Habermehl partizipierte an der Macht. Er behielt den Überblick über die Bestückung der Balkone und Fensterbänke, registrierte, daß einige Mieter auf Kunstblumen auswichen. Er zählte die Topfpflanzen, die zwischen Fensterscheibe und Gardine standen, notierte Veränderungen, notierte auch, wenn es an der Pflanzenpflege haperte. *Meine Zimmerpflanze und ich*: scheinbar ein harmloses Hobby. Aber er sah es sofort, wenn jemand zuviel oder zuwenig goß, sah, daß die Begundes die Pflege ihrer Orchideen, ja sogar ihrer Kakteen vernachlässigten, weil innerfamiliäre Probleme aufgetreten waren, er erkannte, daß der Junggeselle im Erdgeschoß links, der die Blätter seines Gummibaums regelmäßig abgestaubt und die Plastikorchidee abgewaschen hatte, die Pflanzen vergaß, weil die Interessen auf einmal eine bestimmte andere Richtung nahmen, er bemerkte es, wenn die Azaleen bei Piefkes zu warm oder zu kalt gehalten wurden, weil sich die Personenzahl in der Wohnung und damit die Nutzung der Zimmer auffällig häufig änderte.

Topfpflanzen ziehen: eine der für unanfechtbar gehaltenen Freizeitbeschäftigungen. Eine der verräterischsten Freizeitbeschäftigungen, eine der Tätigkeiten, bei denen man am meisten falsch machen kann.

Er notierte, ob Pflanzen ihren Platz wechselten. Warum stellt jemand eine Topfpflanze um, warum gar kauft er sich eine neue? Was will er damit demonstrieren, worüber sich damit trösten, weshalb sich daran erfreuen, hat er nichts anderes, was ihn erheitert und mit Sinn erfüllt?

An dieser Stelle seiner Überlegungen verdrängte Herzlieb Habermehl regelmäßig jeden Gedanken an seine Geranien. Er leugnete nicht, daß sie ihn erfreuten. Einziger Wermutstropfen war der Name: *Pelargonium triste*. Traurige Geranie, Trauerform der Geranie, Trauergeranie hängend wie *Salix alba tristis*, die Trauerweide, wie *Salix* (schlimmer noch!) *sepulcralis*. Er bemühte sich, nicht daran zu denken.

Er notierte sich die Vermächtnisse von Pflanzen, und es gelang ihm mit der Zeit immer besser, jenen spezifischen Ausdruck der Zimmergenossen, die Hinweise, die sie mit einem einzelnen kraftlosen Blatt, einer Blütenverweigerung geben, ihren sprechenden Habitus in Worte zu fassen. Es wurde ihm möglich, die Pflanzen für sich spionieren zu lassen.

Aussagen von Topfpflanzen:

Sie geben oft unzusammenhängende Phrasen von sich.

Sie äußern sich häufig im Kollektiv.

Der Blickwinkel einer Zimmerpflanze ist in der Regel ein eingeschränkter, auch werden Zusammenhänge nicht immer richtig erkannt beziehungsweise dargestellt.

Beachte: Pflanzen neigen zur Übertreibung.

Efeutute (*Monstera*), Fam. Mayer:

Im Frühtau kommen sie mit Salatschüsseln. Das Zimmer füllt

sich mit ausgedienten Matratzen, Senfklecksen auf Papptabletts, zu schweren Vorhängen.

Ein Spiegelei rutscht aus einer Pfanne, rasch, wie Eidechsen gleiten.

Abends schütten sie die Reste aus dem Fenster, schütten Schüsseln voller Kartoffelsalat in die Süße des Abendhimmels hinein.

Grünlilie, bei Ehepaar Wombat:

Die Schlawheit einzelner Personen, Gesichter wie ein abgekauter Fries, Bewegungen wie ein zerlaufender Sesselüberwurf, beschmierte Anstreicherhosen, wächst sich zu einer thea-tralischen Belastung aus.

Man droht mit der Unterseite der Gießkanne.

Man beginnt das Umtopfen mit Hammer und Löffel.

Ich bin besonders klein und grün, erst wenn sie weg sind, dehne ich mich aus.

Zitronenpelargonie, Schulze:

Man transportierte uns mit anderen Zierpflanzen in einer Schubkarre. Gummikrokodile in den Gräben wurden am Nacken gepackt. Man stellte uns auf: sensible Gärtner-tätigkeit im Modellgarten, dabei tragisch gegeneinander ausgespielte Tische. So ein Stück Grün konnte wohl nur uns entfleuchen. Wir wurden als Versteck hergerichtet, bloß für wen?

Philodendron, Hr. Hinterhannes:

Man erkannte nur den Kopfverband, hörte im Nebenzimmer das Tablettenschlucken, das Kapselzerbeißen. Erst erschien er eingehaust wie die Statuen im winterlichen Park, aber wozu die Heimlichtuerei? Dann der Versuch, ein Marmeladenglas als Schuh anzuziehen, Horizontale, Vertikale, rote Marmeladensocke, ungesunde Lebensweise und rutschende rote Socke, was fehlt? In der Ecke stehen neidische Schnürstiefel, steht ei-